

Christian Stahl

In den Gangs von Neukölln

Das Leben des Yehya E.

Hoffmann und Campe

Inhalt

Schuld	7
Yehya E. von der Sonnenallee	15
Meine neue Heimat	23
Locke, der Boss	35
Hinter Polyesterfröschen: die Rütli-Schule	51
Der Junge ohne Licht	65
Auf den Dächern von Neukölln	73
Der Prediger vom Jugendknast	89
Das Mörderhaus	101
Ukraine	115
Ruhm und Wut	133
Yorckstraße	145
Die Polizei, dein Freund und Helfer	155
Aufmachen, Kriminalpolizei	169
Ein letztes Mal	179
Im Namen des Volkes	191
Faust	209
Fehler im System	219
Anhang	247

Schuld

»Sechs Jahre.«

Im Saal 700 des Kriminalgerichts Moabit wurde es für einen Moment gespenstisch still.

Sechs Jahre Haft beantragte die Staatsanwältin.

Das sind zweitausendeinhundertundneunzig Tage. Oder die Zeit von der Geburt bis zum ersten Schultag. Oder die komplette Jugend oder meine gesamte Studienzeit plus das Volontariat beim damaligen Sender Freies Berlin.

Sechs Jahre sind eine verdammt lange Zeit.

Hinter mir, im Zuschauerraum, seufzte die Mutter eines Mitangeklagten erschrocken. Alle anderen schwiegen.

Die sechs Angeklagten, vier davon links von mir in einem Kasten, der unten holzvertäfelt war und oben eine Scheibe aus Panzerglas hatte. Zwei weitere, die nicht mehr in Untersuchungshaft waren, in einer Stuhlreihe gegenüber. Ihre Anwälte in langen schwarzen Roben. Die Jugendgerichtshelfer rechts von mir. Die drei Richter und zwei Schöffen hinter ihrem erhöhten Pult aus Wilhelminischer Zeit. Hinten im Zuschauerraum die Eltern, Brüder und Schwestern der sechs Neuköllner Jungs, um die es hier ging. Alle horchten auf. Ich saß allein auf den Pressebänken.

Zum Prozessauftritt waren noch alle da gewesen: *Bild*, *BZ*, *Tagesspiegel*, *Inforadio*, *Berliner Abendschau*, *Der Spiegel*. Sie waren seinetwegen hier. Natürlich. Er hatte es wieder mal geschafft, im Mittelpunkt zu stehen:

Yehya E.

Saal 700 ist der größte und prächtigste Saal des berühmten Kriminalgerichts in Moabit. In diesem Gerichtsgebäude wurden schon Wilhelm Voigt, bekannter als der Hauptmann von

Köpenick, Carl von Ossietzky wegen Abdrucks des Tucholsky-Zitates »Soldaten sind Mörder,« Horst Mahler wegen der Befreiung von Andreas Baader, Bubi Scholz, Arno Funke alias Dagobert, Erich Honecker und Egon Krenz angeklagt und verurteilt. Nicht alle im neobarocken Saal 700, aber die meisten. Und jetzt er.

Bestimmt wusste Yehya nicht, in welcher illustren Gesellschaft er sich hier befand.

Als Chef einer Neuköllner Bande, so die Anklage, habe Yehya ab dem Sommer 2013 drei Überfälle organisiert, geplant und durchführen lassen. Die Taten hatten alle Beteiligten schon vor Prozessbeginn gestanden. Allerdings sagten sie, sie seien keine Bande gewesen, sondern Freunde. Bei der letzten Tat im Oktober hatten sie einen Tresor geklaut, in dem noch der Schlüssel steckte.

Jetzt saßen sie alle vor mir, die Köpfe zwischen den durchtrainierten Schultern gesenkt. Ich kannte viele von ihnen. Seit Jahren. Weil ich Yehya kannte und weil ich etwas von ihrer Lebenswelt erfahren wollte. Mit den meisten war ich schon im Fitnessstudio oder in der Shishabar.* Ein seltsames Gefühl beschlich mich im Gerichtssaal. War ich Kriminellen zu nahe gekommen? War ich mit meinem beruflichen Eifer zu tief in ihre Welt eingetaucht? War ich als Journalist zu weit gegangen und verteidigte etwas, das nicht zu verteidigen war und ist?

Aber was verteidigte ich denn?

Meine Antwort auf die Frage, ob Yehya voll verantwortlich gewesen sei für seine Taten, war klar: ja. Yehya war schuldig. Das wusste er selbst. Dazu bekannte er sich ungewöhnlich offen während des Prozesses. Obwohl er mit 23 Jahren immer noch keinen Aufenthaltstitel besaß, hatte er eine Riesenchance, die nur wenige bekommen. Er war DER Vorzeige-Aussteiger Berlins, bekannt geworden durch den Film *Gangsterläufer*, gemocht

* Shisha ist das arabische Wort für Wasserpfeife.

wegen seines Charmes, seiner Selbstreflektion und Schlagfertigkeit. Beliebt bei Politikern, Polizei und Integrationsbeauftragten. Selbst eine Rolle in einem deutschen Spielfilm hatte er in Aussicht gehabt. Alles lief in die richtige Richtung. Es lief ihm zu langsam.

Und sie steckte in ihm drin. Die Wut. Die Lust auf den Kick. Die kriminelle Energie. Kriminalität ist keine Krankheit, die man mal so eben heilen kann. So wie ich sie durch Yehya kennengelernt habe, wirkt sie eher wie eine Droge. Er scheint süchtig nach ihr. Und die Wut ist Yehyas Antrieb, sie weckt das Bedürfnis nach der Droge, die Kriminalität ist sein Heroin. Was er brauchte, war ein wirklicher Entzug. Aber auf den Straßen von Neukölln, in den Gangs und auf der Sonnenallee sind alle auf dieser Droge. Da allein rauszukommen, war alles andere als leicht, das wurde mir während des Prozesses wieder schlagartig klar.

Natürlich hatte Yehya versagt. Niemand muss kriminell werden, nur weil er ein Flüchtlingskind ist. Aber reicht es, mit dem moralischen Zeigefinger auf ihn zu zeigen? Reicht es, von Abschiebung zu sprechen? Oder mindestens von deutlich härteren Strafen? Von kulturellen Konflikten, die nicht überwunden werden können? Ist dem überhaupt so? Welche Lösungen gibt es für Fälle wie den von Yehya E.? Wer oder was ist verantwortlich für den Werdegang solcher Jungs? Nur sie selbst?

Zwei Tage zuvor hatte ich auf Wunsch der Verteidigung dem Gericht die – wie es heißt – »persönlichen Verhältnisse« des Angeklagten Yehya E. geschildert. Wir kennen uns seit zehn Jahren.

Er war kurz davor, endlich eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen, endlich arbeiten und sich auch außerhalb Berlins frei bewegen zu dürfen. Yehya E., das Musterbeispiel der Integration. Yehya E., der Streitschlichter in Neukölln, der mit der Berliner Polizei zusammenarbeitete, um zur Deeskalation von brenzligen Situationen beizutragen.

So kurz davor. Vielleicht war genau das der Grund für seinen Rückfall in die Kriminalität? In Neukölln galt Yehya E. zum Schluss als V-Mann der Polizei. Als einer, der sich mit Deutschen abgibt, Filme macht und dann auch noch Bücher schreiben will. Was für ein Abstieg für den früheren »Boss von der Sonnenallee.«

Als ich diese parallele Welt vor Gericht zu schildern versuchte, fuhr mich die Staatsanwältin plötzlich von der Seite an. Sie kannte Yehya E. aus vergangenen Verfahren. Beide begegneten sich seitdem mit großer Skepsis. Auf mich wirkte sie zierlich, etwas fahrig, aber immer beherrscht und um Selbstkontrolle bemüht. Überhaupt verlief der Prozess erstaunlich leise, respektvoll und höflich. Bis zu diesem Moment. Die Staatsanwältin unterbrach mich mitten im Satz, sprach schnell, erregt und vornübergebeugt:

»Jetzt rechtfertigen Sie den auch noch, Herr Stahl. Ich kann das wirklich nicht verstehen, bei all den Taten! Wie können Sie das bloß mit Ihrer gutbürgerlichen Moral vereinbaren?«

Einen Augenblick lang war ich perplex. Was hatte sie da gerade gefragt? »Wie ich die Straftaten von Yehya E. und seinen Jungs mit meiner gutbürgerlichen Moral vereinbaren kann?«, fragte ich zurück. »Gar nicht. Die gutbürgerliche Welt, in der Sie und ich groß geworden sind, hat nichts mit der Welt in Neukölln zu tun, in der Flüchtlingskinder wie Yehya aufwachsen. Für uns beide, Frau Staatsanwältin, ist die Polizei ein Freund und Helfer. Für uns beide ist es selbstverständlich, Abitur zu machen, zu studieren, zu reisen, sich an Gesetze zu halten und als gute deutsche Staatsbürger ein moralisch mehr oder weniger einwandfreies Leben zu führen. Aber die Welt, in der Yehya E. groß wurde, hat mit unserer Welt nichts zu tun. Unmittelbar nach Yehyas Geburt im palästinensischen Flüchtlingslager Shatila im Libanon flohen seine Eltern. Der Vater wurde unterwegs gefasst, musste ins Gefängnis und wurde wieder in den Libanon abgeschoben, bevor ihm dann Monate

später die Flucht gelang. Die Mutter kam mit dem knapp vier Wochen alten Sohn in Deutschland an. Yehya reiste also als ausländischer Säugling in die Bundesrepublik ein. Er ist nun seit mittlerweile dreiundzwanzig Jahren nur geduldet, er darf bis heute nicht arbeiten, Berlin nicht verlassen, nicht studieren, darf nicht mal einen Führerschein machen.* Und bei der Ausländerbehörde lachen sie ihn aus, wenn er sagt, er fühle sich als Deutscher. Frau Müller ruft dann Frau Schmitz aus dem Nebenzimmer und sagt: ›Hör mal, was der Araber da gerade gesagt hat. Hahahaha.‹ Sein Vater war dreizehn Jahre lang mit einem Arbeitsverbot belegt und musste einen Blumenladen wieder schließen. Die Polizei, die wir rufen, damit sie uns beschützt, ist in den Augen von Flüchtlingen, die seit über zwanzig Jahren in Deutschland leben, ohne deutsch sein zu dürfen, eine gefühlte permanente Bedrohung, die abschiebt, ausweist und Papiere kontrolliert. In Neukölln ruft man sie nicht, vor ihr haut man ab. Und wenn ich als Araber in Neukölln bedroht werde, schütze ich mich selbst, mit den Fäusten. Ist das gut? Nein. Ist das nachvollziehbar? Ich meine, ja. Und wenn Sie wollen, nehme ich Sie gern mit in eines der Cafés in der Sonnenallee, dann können Sie sich Ihr eigenes Bild von dieser Welt machen.« Ich hatte mich in Rage geredet. Die Staatsanwältin sah mich mit großen Augen an. Auf den Zuschauerbänken, wo an jenem Prozesstag neben den Eltern der Angeklagten auch viele Freunde von Yehya E. saßen, wurde laut getuschelt. Irritierendweise klatschte sogar irgendjemand kurz.

* Es gab in den letzten Jahren immer wieder (stichtagsgebundene) Bleiberechtsregelungen von Bund und Ländern, sodass Yehya theoretisch davon hätte profitieren können. Allerdings ist Straffälligkeit ein Ausschlussgrund. Daneben gibt es aber noch viele andere sogenannte Ausschlussgründe, z. B. die sogenannte Identitätstäuschung, die auf viele Staatenlose angewendet werden kann, sodass de facto das Bleiberecht für viele Flüchtlinge verhindert wird. Außerdem muss ein Nachweis zur Sicherung des Lebensunterhaltes erbracht werden, was mit Arbeitsverbot unmöglich ist.

»Keine weiteren Fragen.« Weder vom Richter noch von den Verteidigern.

Es gab fünf Minuten Pause. Draußen sprach mich Khaled an, der mit Yehya E. in Plötzensee, dem zentralen Gefängnis der Berliner Jugendstrafanstalt, gesessen hatte. Khaled war gefühlte zwei Meter groß und zwei Meter breit. Ein Riese, der meistens schwieg und keine Miene verzog. Jetzt kam er strahlend auf mich zu, schlug mir mit seiner Pranke auf die Schulter und sagte: »Christian, whallah, weißt du was, du bist voll der Mörder! Du bist DER King.«

»Mörder« ist ein Kompliment. So eine Art Neuköllner Verdienstkreuz. »Mies« bedeutet hier auch »gut.« Je mieser, desto besser. Im Gangjargon von Neukölln wird alles umgedreht, manchmal auch Realitäten. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass die Staatsanwältin mit ihrer Frage recht hatte und sie die Welt der Jungs so wenig kannte und verstand wie umgekehrt auch.

Parallele Welten. Das Gutbürgerliche auf der einen, die Gangsterphantasien der Sonnenallee auf der anderen Seite. Aber Parallelen sind auch Zwillinge. Sie berühren sich nicht, aber laufen Seite an Seite. Die parallele Welt in Neukölln, die ich in den vielen Jahren meiner Recherche kennengelernt habe, hat mit der gutbürgerlichen Welt, die die Staatsanwältin meinte, viel mehr gemein, als die meisten denken. Die Wünsche, die Hoffnungen, die Ängste, die Sehnsüchte, die Ideale – in beiden Welten sind es dieselben. Ich habe neben sehr viel Neuem auch großes Vertrauen mir gegenüber und Vertrautes in einer mir anfangs noch fremden Welt kennengelernt. Kriminell sind vergleichsweise wenige in dieser Welt, auch wenn sie das Bild in der Öffentlichkeit prägen. Das Gefühl, nicht dazugehören zu dürfen, gibt es dagegen überall in Neukölln. Egal, ob Manager, Ärztin, Sozialarbeiter oder Intensivstraftäter. Alle Menschen mit palästinensischer oder anderer »orientalischer« Herkunft, die ich traf, wussten, was Diskriminierung und Ausgrenzung

im Alltag bedeutet. Auf dem Flur des Kriminalgerichts Moabit fiel mir, nach meinem eigenen Plädoyer, jene Zeile wieder ein, die wohl aus der Feder eines Berliner Streetartists stammt: »Ich möchte einer von uns sein.«

In all der Wut, die die selbsternannten Gangster von Neukölln in sich tragen, in all dem Machogehabe und dem brutalen Straßenleben schwingt diese unausgesprochene Sehnsucht mit: einer von uns sein. Das Gefühl von Heimweh nach der Zukunft, in der das Land, in dem du geboren oder groß geworden bist, dich nicht mehr als fremd oder falsch ansieht und sich zumindest darum bemüht, deinen Namen richtig auszusprechen. Yehya spricht man mit rauem »ch« wie in »Krach«, und das »y« wird wie ein »j« ausgesprochen. Also Jech-ja. Nicht Yeya, nicht Jescha und auch nicht Yehiya. Man muss das nicht auf Anhieb aussprechen können, aber man könnte nach der richtigen Aussprache fragen. Integration ist keine Einbahnstraße, genauso wenig ist Kriminalität zu rechtfertigen, auch nicht mit einem Flüchtlingsschicksal.

Die Geschichte, die ich hier erzähle, muss niemandem gefallen. Sie ist stellenweise brutal, paradox, zwiespältig, schwierig. Sie steht stellvertretend für sehr viele Geschichten. Sie ist ein Insiderbericht. Sie basiert auf zehn Jahren intensiver Recherche. In vielen Kapiteln zitiere ich Briefe, Mails oder Auszüge aus Yehya E.s Kladde, die er von mir bekommen hatte, um in der Berliner Jugendstrafanstalt seine Eindrücke und Gedanken aufzuschreiben. Dieses Buch liefert völlig neue Einblicke in die Gangs von Neukölln, in die Welt der Kriminalität, es skizziert den Alltag in deutschen Gefängnissen, benennt die Schikanen der Ausländerbehörde, die Absurditäten des deutschen Asylrechts und zeichnet den schwierigen Grat zwischen krimineller und bürgerlicher Welt nach. Es ist die Geschichte eines hochtalentierten Flüchtlingsjungen, der immer der Beste sein wollte. Es ist die Geschichte eines gescheiterten Auf- und Ausstiegs und einer ungewöhnlichen Freundschaft. Es ist eine Geschichte über

Enttäuschung und Erwartungen. Eine über den verzweifelten Kampf, dazuzugehören. Es ist vor allem die Geschichte von Yehya E., die inzwischen auch meine geworden ist. Vor allem aber ist es eines: eine deutsche Geschichte.

Yehya E. von der Sonnenallee

Ich wollte nicht nach Neukölln. Auf die Sonnenallee schon gar nicht. An jenem Tag im Mai 2005 suchte ich ebenso lustlos wie dringend eine neue Wohnung, um einen privaten Neuanfang zu starten. Ich saß nach meiner Moderationsschicht beim Radio allein in der Redaktion und suchte online in allen Bezirken der Innenstadt. Kreuzberg, Schöneberg, Wilmersdorf, Charlottenburg, Wedding, Prenzlauer Berg, Mitte, selbst in Friedrichshain. Auf keinen Fall Neukölln. Die Gegend östlich des Hermannplatzes war mir viel zu laut, zu dreckig und zu runtergekommen. Neukölln war damals noch nicht hip, die Rütli-Schule eine stinknormale Hauptschule und der Makler ein Mann, der auch dann zuhörte, wenn niemand etwas sagte. Er spürte sofort, dass mir die Zwei-Zimmer-Wohnung in Kreuzberg, deretwegen ich eigentlich gekommen war, zu eng und zu klein war. Als er erfuhr, dass ich bei Radio Multikulti moderierte, stand für ihn fest, dass ich das perfekte Versuchskaninchen wäre, um eine Dachgeschosswohnung doch noch loszuwerden, die hoffnungslos unvermietbar schien. Ein von Architekturstudenten entworfenes Atelier mit offenem Kamin, amerikanischer Küche, sechs Meter hohen Decken, Wänden aus Glas, Dachterrasse und – aus damaliger Sicht – nur einem einzigen Fehler: die Adresse. Sonnenallee, mittendrin. Dafür zu einem Spottpreis und zwei Monate mietfrei.

Ich unterschrieb sofort und zog ein. Vielleicht war es Zufall, vielleicht Fügung. Oder eine Mischung aus beidem. Mit diesem Tag änderte sich mein Leben auf jeden Fall so fundamental, wie ich es mir weder in meinen Träumen noch Albträumen hätte ausmalen können. Schneller, als mir lieb war, wurde ich gefühltes Mitglied einer palästinensischen Großfamilie. Ich begann,

ohne je Regie studiert zu haben, einen Dokumentarfilm zu drehen, für den die Arbeiten sechs Jahre dauern würden. Ich lernte die Regeln der Straße und den Knast von innen kennen. Und ich geriet tiefer und tiefer in die parallele Welt der Flüchtlingsfamilien, bestand die arabischen Integrationstests und werde bis heute trotz deutschen Migrationshintergrunds voll akzeptiert. Das alles verdanke ich Neukölln. Und meinem ehemaligen Nachbarn Yehya E., dem ich damals im Hausflur begegnet war.

Im Frühsommer 2005, ein Jahr bevor der sogenannte Brandbrief der Rütli-Schule zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung alles veränderte, war Neukölln Nord, die Gegend südlich des Paul-Lincke-Ufers und östlich der Hermannstraße, vor allem billig, dreckig, schräg. Im Gegensatz zu den Eindrücken, die ich vor meinem Umzug von dem Kiez hatte, änderte sich mein Bild. Ich fing an, die Gegend zu mögen.

Auf der Sonnenallee gab es »Rudis Resterampe«, wo alles höchstens einen Euro kostete. Der Laden rechts von unserer Haustür hieß »Al-Aqsa-Boutique.« Darin ausgestellt: drei muslimisch korrekte Schaufensterpuppen. Ganz rechts die Jungfrau, enges rotes Kleid und durchsichtiger Schleier überm Plastikhaar. In der Mitte die Braut, natürlich ganz in Weiß, geschmückt wie eine Barbiepuppe im Zuckerbäckerwunderland und mit Seidenschleier verhüllt. Ganz links, am Ende der kulturellen Evolutionskette, die schwangere Ehefrau, mit schmucklosem Kopftuch und traurigem gelben Kleid, das an ihr hing wie ein Sack.

Feiertage und Sonntage gab es nicht, nur zum Freitagsgebet hatten viele Läden geschlossen, weil die Besitzer in die nächstgelegene Moschee eilten. Strafzettel gab es auch nie, da sich die Polizei auf der Sonnenallee und den angrenzenden Straßen sowieso so gut wie nie blicken ließ. Es gab ein Sammelsurium seltsamer Läden. Eckkneipen, aus denen es schon um 10 Uhr morgens nach Bier, Schnaps und kaltem Rauch stank. Spielhöllen.